

Die Truhe der Schamanin

Historischer Roman

Yasemin Schreiber Pekin



Yasemin Schreiber Pekin

wurde in Ankara geboren und zog einen Tag vor ihrem 14. Geburtstag mit ihrer Familie nach Zürich – pünktlich zum Start in die Pubertät also in eine neue Welt. Nachdem sie die Geheimnisse der Landessprache gemeistert hatte, begann sie ein Medizinstudium. Es folgten Reisen und

Arbeitseinsätze rund um den Globus – unter anderem in Afrika und Asien.

Heute lebt sie mit ihrem Mann und ihren drei Kindern in Zürich. Sie arbeitet als Frauenärztin und Psychotherapeutin und ist gelegentlich für humanitäre Hilfsorganisationen im Einsatz.

Ihre Bücher schreibt sie auf Deutsch, illustriert sie selbst und übersetzt sie ins Türkische. In ihrem interkulturellen Projekt Ymagination & müzik verbindet sie Literatur und Musik und schafft Räume für kreativen Austausch. Zudem schreibt sie Kolumnen für Kulturzeitschriften.

Mit viel Witz, Fantasie und Tiefe verwebt sie in ihren Geschichten berufliche und persönliche Erfahrungen – und lädt ihre Leser:innen ein, in farbenfrohe, originelle Welten einzutauchen.

Yasemin Schreiber Pekin

Die Truhe der Schamanin

Historischer Roman

**Teil 1 der Trilogie:
Die Hexe, der Mönch und der Spion**

© 2025 Yasemin Schreiber Pekin

Titelfoto Cristi Yor Pixabay

Herstellung und Verlag: KDP

ISBN: 9798284525500

Inhaltsverzeichnis

Die Truhe der Schamanin	6
Personen	266
Glossar	269
Historischer Hintergrund	274
Historische Personen	277
Historische Orte und Völker	280
Karten	284
Weitere Bücher der Autorin	288

Khünbish - 1209, das Jahr der Schlange

Hauptmann Khünbish wischte sich das Blut von der Wange. Der sandige Wüstenwind blies über seine bloßliegenden Zähne und steigerte den Schmerz ins Unerträgliche. Er musste sich beherrschen, um nicht immer wieder nach seinem aufgeschlitzten Gesicht zu greifen. Zwei Tage nach der Verletzung platzte die Wunde bei jeder Bewegung erneut auf. Außerdem pochte sein linkes Ohr, dem die untere Hälfte fehlte.

Mit zusammengekniffenen Augen suchte Khünbish die Umgebung ab. Außer ein paar Büschen und Steinen war hier am Rande der Wüste Gobi nichts zu sehen. Aber das Mädchen, das ihm das Gesicht zerschnitten hatte, musste hier irgendwo sein.

Khünbishes Nackenhaare stellten sich auf, als er auf den großen Blutfleck vor seinen Füßen sah. Die Leiche der Frau war verschwunden. Seine Männer nahmen an, Hyänen hätten sie verschleppt, aber er wusste es besser. Immer wieder waren sie auf der Suche nach dem Mädchen zurückgekehrt. Und jedes Mal lag die Frau reglos da, die Kehle durchtrennt – wie eine Tote eben.

Dann war eine Wölfin erschienen. Ihr graues Fell schimmerte, als wäre sie in Mondlicht getaucht. Sie hatte Khünbish mit menschlichen Augen angestarrt. Noch immer spürte er ein heftiges Ziehen in seinen Eingeweiden, wenn er daran dachte. Die Wölfin hatte die Frau behutsam mit den Zähnen gepackt und sie vor seinen Augen weggetragen wie ein verletztes Jungtier.

Seine Männer hatten nichts davon mitbekommen.

Sie waren ein erbärmlicher Haufen. Drei stinkende Tagediebe, zu dumm, um in der Nase zu bohren. Er hatte sich weit von seiner Einheit und dem Schutz des Großkhans entfernt und musste sich mit diesen Wegelagerern herumschlagen. Sobald er genug Beute zusammen hatte, würde er sie loswerden.

Plündern und Vergewaltigen hatte der Khan seinen Hauptmännern verboten, weil er die Grenzvölker als Verbündete gewinnen wollte. Die Soldaten sollten sich nur nehmen, was sie gerade brauchten.

Verächtlich spuckte Khünbish einen Blutklumpen auf den Boden. Der ehemalige Sklave Temüdschin nannte sich jetzt Dschingis Khan, Herrscher der Meere, der Steppe und der Stämme. Sein Name, Khünbish, bedeutete „kein Mensch“. Seine Eltern hatten ihm diesen Namen gegeben, um ihn vor kinderraubenden Dämonen zu schützen, nachdem sie vor seiner Geburt sieben Söhne durch Unfälle oder Fieber verloren hatten. Als Kind hatte Khünbish seinen Namen gehasst. Jetzt war er stolz darauf.

Widerwillig stemmte der Hauptmann die Hacken in die Flanken seines Pferdes. Der Schimmel der Frau, den er an den Zügeln hielt, folgte ihm mit gesenktem Kopf. Sein Körper glühte vor Fieber und er litt unter unbeschreiblichen Schmerzen. Er schwor bei den Dämonen der Hölle, sich an dem Mädchen grausam zu rächen.

Nicht weit entfernt lehnte Asena an der Wand einer Höhle, die von außen kaum zu erkennen war. In ihrer Hand hielt sie immer noch das blutige Jagdmesser, mit dem sie dem Mongolen das Gesicht zerschnitten hatte.

Die Mongolen waren wie aus dem Nichts aufgetaucht. Ihre Mutter musste die Gefahr gespürt haben, die von ihnen ausging. Bevor Asena begriffen hatte, was geschah, war ihre Mutter bereits vom Pferd gesprungen. Asena hatte sie mit sich heruntergerissen und durch einen schmalen Spalt in der Felswand gestoßen. Für sie selbst blieb keine Zeit mehr, sich zu verstecken.

Asena hörte die Pferde, das Lachen der Mongolen, Kampfgeschrei, Schmerzensschreie. Dann nur noch die Schreie einer Frau. Sie hielt sich die Ohren zu. Aber als die Schreie nicht mehr aufhörten, rannte sie hinaus.

Als ihre Mutter Asena sah, warf sie sich auf den Mann und biss ihm mit aller Kraft ins Ohr. Als letzte Tat in diesem Leben spuckte sie ihm das blutige Stück Fleisch vor die Füße. Der Mongole packte sie an den Haaren und schnitt ihr die Kehle durch.

Asena rieb sich die Augen, als könnte sie die Bilder so wegwischen. Sie sah den leblosen Körper ihrer Mutter zwischen den Hufen der Pferde. Ihr eigenes Pferd, Ilayda, sprang erschrocken zur Seite. Sie erinnerte sich, wie ihr Messer die linke Wange des Mannes von der Stirn bis zum Kiefer aufgeschlitzt hatte. Seine zerlumpten Männer sprengten wie verängstigte Kinder davon, während ihr Anführer wie eine gestochene Sau schrie. Wie sie es geschafft hatte, unbemerkt in die Höhle zurückzukehren, wusste Asena nicht mehr.

Jetzt kauerte sie auf dem Boden und hörte die Reiter davonziehen. Sie hatte jedes Zeitgefühl verloren, als die Schwärze der Nacht einem schmutzigen Grau wich. Vor Erschöpfung waren ihr die Augen zugefallen. Als sie wieder erwachte, klebte ihr die Zunge am Gaumen, und

ein letzter Lichtstrahl fiel von oben durch einen schmalen Spalt.

Erst jetzt fiel Asena auf, dass sie sich in einer Höhle befand. Grob behauene Stufen führten nach unten. Die Höhle war ... riesig! Von irgendwoher kam das Geräusch von plätscherndem Wasser.

Gerade, als sie sich auf die Suche nach der Quelle machen wollte, drangen gedämpfte Stimmen zu ihr. Jemand hatte ihr Versteck entdeckt. Asena zog das Messer und hielt den Atem an.

2

Rana - 1209, das Jahr der Schlange

Die Sonne brannte erbarmungslos auf die Köpfe der beiden Frauen auf dem Karren. Einer der Ochsen war von den Hunden ihrer Verfolger zerfleischt worden. Seitdem half der Gaul störrisch und widerwillig, den Wagen zu ziehen. Das ungleiche Gespann schleppte sich durch den glühenden Sand. Die Beckenknochen der abgemagerten Tiere stachen durch das fleckige, kahle Fell, das ihnen vom Bauch hing. Sie bissen und traten einander, wann immer sie konnten.

Der Wagen selbst war hübsch und bequem. Anders als die gewöhnlichen Ochsenkarren hatte er vier Räder und sogar ein Filzdach. Ein kunstvoll eingravierter Hirsch zierte die Seitenwand.

Rana wandte den Blick vom flirrenden Horizont ab und sah zu dem Mädchen neben sich. Ihre Tochter Ak-Su war sechzehn – in Ranas Augen noch immer ein Kind. Ihr hübsches Gesicht war aufgedunsen, die Augen verschwanden unter den Lidern. Mit geschwollenen Händen hielt sie sich den Bauch.

Ranas Mutter war mit fast fünfzig noch einmal schwanger geworden und bei der Geburt gestorben. Kurz vor ihrem Tod hatte sie genauso ausgesehen. Vielleicht war es ein Fehler gewesen, ihre Tochter nach ihr zu benennen.

»Unsinn!«, murmelte sie und verscheuchte den Gedanken.

Ak-Su stöhnte leise, als der Ochse stolperte. Rana zog ein Fläschchen mit einer bräunlichen Flüssigkeit aus den Falten ihres Kleides.

»Trink das aus und geh nach hinten in den Wagen«, sagte sie mit belegter Stimme. »Dummes Mädchen«, fügte sie leise hinzu – nur um ihre Angst zu verbergen.

Ohne ein Wort trank Ak-Su das bittere Getränk. Dass sie keinen Widerstand leistete, beunruhigte Rana noch mehr. Das Mittel sollte die Wehen aufschieben, bis sie in Sicherheit waren. Ein paar Schlucke zu viel konnten aber tödlich sein.

Rana hatte die Gobi schon mehrfach durchquert, doch nie allein und nie in der heißen Jahreszeit. Einmal war sie durch einen Sandsturm von ihrer Karawane getrennt worden. Nur eine Höhle mit einem unterirdischen See hatte sie damals gerettet. Bevor sie weitergezogen war, hatte sie den Eingang mit ein paar Steinen getarnt. Jetzt, zu Beginn des Sommers, war der See vermutlich nur noch ein Tümpel, aber es würde reichen.

Ihre Wasserschläuche waren längst leer. Seit Tagen kauten sie wie die Tiere auf der zähen Rinde des Saxauls, der hier noch wuchs. Lange würden sie so nicht mehr überleben.

Wie um Rana recht zu geben, stürzte der Ochse röchelnd in den Sand.

Rana schnappte sich einen Kessel, murmelte ein paar Dankesworte und schlitzte das Tier auf. Sie entfernte die Leber und das Herz und ließ beides in den Kessel plumpsen. Das Ganze ging so schnell, dass der Gaul sich nicht einmal über das Drama seines Kumpels freuen konnte. Rana löste den Kadaver vom Geschirr und

schulterte seufzend das Joch. Der Gaul schien zu überlegen, ob er sie beißen oder doch eher treten sollte.

»Denk nicht mal dran!«, zischte sie.

Ak-Sus Stöhnen war inzwischen in ein Wimmern übergegangen. Trotz der Angst um ihre Tochter konnte Rana den Wagen nicht zurücklassen. Alles, was sie besaß, war darin. Sie spannte ihre Muskeln bis zum Zerreißen und setzte einen Fuß vor den anderen.

Mit der Zeit passte sie sich dem störrischen Gaul an. Eine Weile trotteten sie Seite an Seite. Blut sickerte von ihren aufgeschürften Schultern in das Kleid, und der Sand in den Stiefeln scheuerte ihre Füße wund.

Als sie den Blick hob, erstarrte sie. Ihre Unterlippe platzte auf, als sie aufschrie. Der Gaul grunzte irritiert, doch Rana achtete nicht auf ihn. Inmitten der flirrenden Hitze stand eine Schneeleopardin. Eines der leicht schräg stehenden Augen war grün, das andere blau.

»Ak-Bala!«, schluchzte Rana. Dann fragte sie wütend: »Wo warst du so lange?«

»Ich bin doch keine Wüstenspringmaus!«, gab die große Raubkatze zurück. »Hast du eine Ahnung, wie es ist, bei dieser Hitze mit einem Pelz durch den Sand zu laufen? Meine Pfoten sehen aus wie Dörrfleisch!« Nach kurzem Zögern fügte sie kleinlaut hinzu: »Und ich hab mich verlaufen.«

Als Krafttier ließ Ak-Bala manchmal zu wünschen übrig, aber in ihrem cremigen Sommerfell mit den rauchgrauen Tupfen sah sie hinreißend aus. Sie drehte sich um und lief leichtfüßig voraus, als wüsste sie genau, wo die Höhle sich befand.

Rana biss die Zähne zusammen und zog den Wagen weiter. Kurz vor Sonnenuntergang war sie bereit, aufzugeben. Als sie neben der Schneeleopardin einen grauweißen Wolf sah, dachte sie, ihr Verstand sei wohl endgültig verdampft. In diesem Moment entdeckte sie den Höhleneingang. Sie wäre in Tränen ausgebrochen, wenn sie nicht so ausgetrocknet gewesen wäre wie ein Streifen geräuchertes Ochsenfleisch.

Rana sprang auf die Füße und befreite den Gaul von seinem Joch. Ihre Stirn legte sich in tiefe Sorgenfalten, als sie die Hufspuren vor der Höhle bemerkte. Am Rand der Gobi zogen Mongolen plündernd umher.

Nach einem Blick in den Wagen wurde ihr übel vor Angst. Ihre Tochter lag bleich und leblos auf ein paar Decken. Sie winselte, als ein Krampf durch ihren Körper ging.

Rana musste sich entscheiden, was sie mitnehmen sollte. Unschlüssig hob sie den zerschlissenen Teppich auf. Sie hatte ihn unzählige Male vor die Räder gelegt, sodass er nur noch vom Schmutz zusammengehalten wurde. Immer wieder hatte er sie gerettet, wenn der Wagen im Sand versunken war. Jetzt war er nutzlos. Sie ließ ihn fallen.

Rana versuchte, klarer zu denken. Sie zog zwei Kochkessel unter der Holzpritsche hervor. In einem schwammen die Innereien des Ochsen in geronnenem Blut, der zweite war leer. Sie packte saubere Tücher, Salben, Kräuter, Feuersteine und die kärglichen Essensvorräte an geräuchertem Yakfleisch ein. *Kumys*, die gegorene Stutenmilch, musste auch mit. Sie würden es brauchen – und vielleicht sogar etwas Stärkeres. Nach

kurzem Suchen fand sie den versiegelten Tonkrug mit dem uigurischen Wein.

Die große Truhe aus rötlichem Zedernholz war verziert mit Perlmutter, Silber, Elfenbein, Lapislazuli, Karneol und bunten Holzplättchen. Glaubte man Ranas Mutter, war sie vor tausend Jahren für die Königin Zenobia von Palmyra angefertigt worden. Zu schwer, um sie mitzunehmen.

Rana öffnete den Deckel. Zuerst lag ihr rotes Kleid mit den eingewebten Mustern und der Umhang mit der aufgestickten Hirschkuh, dem Symbol ihres Stammes. Darunter: das Fell einer Schneeleopardin. Ihre Rasseln und Glöckchen. Sie warf alles achtlos zur Seite. In ihrer Hast riss sie an der Schnur des Stoffbeutels, den sie einst selbst bestickt hatte. Der Inhalt ergoss sich auf den Boden. Kleine, wie rote Hirschgeweihe geformte Steine sprangen klirrend auseinander. Muscheln mit magischen Klängen aus den Tiefen des Ozeans rollten unter die Pritsche. Ein Holzkreuz mit seltsamen Runen, eine Kette mit Wolfszähnen, Amulette, ein gesprungener Bergkristall, ein Handspiegel mit silbernem Rahmen ... Mit zitternden Händen sammelte Rana alles wieder ein und warf den Stoffbeutel in den Kessel.

Sie wühlte weiter, bis sie die Pergamente mit ihrer Kosmologie fand. Seit ihrer ersten schamanischen Reise hatte sie ihre Erinnerungen an die anderen Welten darauf festgehalten. Für einen Uneingeweihten waren sie bloß bemalte Ziegenhäute, für Rana aber von unschätzbarem Wert. Doch auch sperrig und schwer. Sie würde sie niemals mitnehmen können.

Sie drückte auf die beiden kleinen Einkerbungen in der Truhe. Mit einem leisen Klicken sprang der Boden auf. Der raffinierte Mechanismus des Meisters aus Palmyra

funktionierte noch immer tadellos. Im Geheimfach lag die mit dem Alter spröde gewordene Schriftensammlung ihrer Mutter. Rana zwängte den Großteil ihrer Kosmologie dazu, schloss das Fach und legte den verbliebenen Rest auf den falschen Boden zurück. Die Truhe war längst übertoll, doch ein paar groteske Zeichnungen von Tempelhuren lagen noch herum. Rana fluchte leise und stopfte sie auch hinein. Männer gaben ein Vermögen aus für solche Bilder.

Blieb nur noch ihre Trommel. Von ihrer Trommel durfte sich eine Schamanin erst im Tod trennen. Rana hängte sie sich über die Schulter und half ihrer Tochter beim Aussteigen aus dem Wagen.

Erinnerungen schossen wie ziellose Pfeile durch ihren Kopf, während sie einen Fuß vor den anderen setzte. In diesem Wagen war sie zur Welt gekommen, hatte mit ihrer Schwester gespielt, gestritten, ihre Mutter verloren. In ihrer Einsamkeit hatte sie sich in einen Mann verliebt – und alles vergessen, was ihre Mutter je über Verhütung gesagt hatte. Neun Monde später, der Mann war längst verschwunden, brachte sie ihre Tochter allein zur Welt. Als sie begriff, dass sie die Qualen der Geburt überlebt hatte, gab sie dem Kind den Namen ihrer Mutter: Ak-Su. Mit dem Kind war auch Ak-Bala in ihr Leben getreten. Alles, was in Ranas Leben gewachsen oder zerbrochen war, hatte in diesem Wagen seinen Anfang genommen.

Rana ließ Ak-Su vor dem Höhleneingang zu Boden gleiten. Gerade, als sie ihre Kessel holen wollte, spürte sie die hämmernden Hufe in der harten Erde. Sie stieß ihre Tochter durch den Höhleneingang. So schnell sie konnte, schob sie den Wagen in den Schatten der Felsen und tarnte ihn mit Saxaul-Ästen. Nach einem mörderischen Blick, der den Gaul einschüchtern sollte, versteckte sie

sich mit ihm hinter dem gelbbraunen Strauch. Sie zog ihr Messer und wartete.

Wenn der Saxaul genug Wasser bekam, wuchs er zu richtigen kleinen Wäldern zusammen, so wie hier. Jeder mit nur einem Krümel Verstand würde sich fragen, warum er hier so gut gedieh. Er würde nach dem Wasser suchen und die Höhle entdecken.

Die Männer waren jetzt so nah, dass ihr der beißende Geruch ungewaschener Körper in die Nase stieg.

»Mongolen!«, dachte sie. »Krummbeinige Wilde in Tierfellen und ausgefransten Wollgewändern. Dumm wie Yakdung.«

Fast hätte sie verächtlich auf den Boden gespuckt. Doch einer der Männer stieg unerwartet elegant vom Pferd und ihr blieb die Spucke im Hals stecken. Er schien sie direkt anzuschauen. Eine blutige Wunde zog sich von seinem verstümmelten Ohr bis zum Hals. Rana senkte die Augen, damit er ihren Blick nicht spüren konnte. Der Mann bellte einen Befehl und schwang sich wieder auf sein Pferd.

Sobald sich Rana zu rühren wagte, rannte sie mit den beiden Kesseln zur Höhle. Den Eingang hatte sie selbst vor Jahren mit ein paar Steinbrocken versperrt. Fiebrig räumte sie sie beiseite und versuchte, den Gaul mit Tritten und Verwünschungen durch den engen Eingang zu ziehen. Das Tier stemmte die Vorderhufe in den Boden und wieherte aus Leibeskräften. Rana kroch in die Höhle und zog mit der Kraft der Verzweiflung an den Zügeln. Als der Gaul nachgab, fiel sie auf ihren Hintern. Sie konnte sich gerade noch zur Seite rollen, um seinen Hufen zu entkommen.

»Ich schwöre, ich schlachte dich, falls du dich beim Hinausgehen genauso dämlich anstellst«, knurrte sie.

In diesem Moment fühlte sie etwas Kaltes an ihrer Kehle. Ein stechender Schmerz folgte. Warmes Blut rann ihren Hals hinab.

Lewellyn - 1209, das Jahr der Schlange

»Hoch mit dir, du fauler Hund!«, brüllte der Maat und beförderte den Jungen mit einem Fußtritt aus der Hängematte.

Lewellyn biss die Zähne zusammen, während er auf allen vieren auf das Deck krabbelte. Mit fest zugekniffenen Augen tastete er sich voran. Er war sich sicher, er würde das Deck vollkotzen, wenn er einen Blick auf die schäumenden Wellen werfen oder seinen Mund öffnen würde. Erst als ihn jemand an der Schulter rüttelte, machte er die Augen einen Spalt auf und sah das hagere Gesicht von Vater Columban.

»Beeil dich, John, sonst segelt der Maat mit dir wieder zurück nach Irland«, sagte der Priester.

Obwohl der Junge am ganzen Leib zitterte, brachte er es fertig, die Augen zu verdrehen. »Mein Name ist Lewellyn! Er bedeutet: wie ein Löwe!«, erklärte er wohl zum tausendsten Mal.

Der Schluss des Satzes ging in einen Rülps über. Der Junge schaffte es gerade noch, den Kopf über die Reling zu halten und würgte den bitteren Magensaft in die Wellen. Er war sicher, dass er gleich sterben musste. Doch als er den Kopf wieder hob, sah er mit tränenden Augen den grünen Landstreifen, der rasch näher kam, und seine Übelkeit verflog schlagartig.

»Wir legen gleich im Königreich der Franken an!«, rief der Priester. Der Junge rannte los, um seine Tasche zu holen.

Der Derwisch setzte sich so ruckartig auf, dass es in seinem Nacken knackte. Er hörte noch die tosenden Wellen, die gegen den Schiffsrumpf schlugen. Der Wind, der um seine Ohren heulte, wurde zum Wehklagen eines Schakals. In der Ferne sah er statt der Wellen die endlosen Sanddünen der Gobi. Sein Herz schlug wild gegen den Brustkorb, als wollte es davongaloppieren. Er richtete die Augen auf die funkelnden Sterne. Allmählich floss sein Atem wieder ruhig wie der Weg der weißen Kuh am nächtlichen Himmel.

Ihn fröstelte, aber Feuer machen konnte er nicht. Die Mongolen könnten immer noch in der Nähe sein. Er zog seinen zerschissenen Mantel enger um sich und löste die Schnur des Beutels mit seinen Habseligkeiten. Niemand würde einen Blick in die dreckstarrende Tasche eines Derwischs werfen. Als er sie öffnete, hörte er ein verächtliches Schnauben. Behutsam holte er den Schädel seines Großvaters aus dem Sack und stellte ihn auf einen Stein.

»*Daingead!*«, fluchte der Schädel in einer fremdartigen Sprache.

»Dir auch einen guten Morgen, Großvater!«, sagte Lewellyn schmunzelnd.

»Ist es nicht mehr Nacht?«, brummte Großvater Dylans Schädel. »Schwer zu sagen, wenn man in diesem stinkenden Sack steckt. Wo sind wir hier?«

»Am Rand der Wüste Gobi«, seufzte der Derwisch, oder Lewellyn, wie ihn sein Großvater nannte, erschöpft. »Ich ruhe mich aus, bevor ich mich wieder auf die Suche mache.«

»Was hast du eigentlich mit dem Körper der Frau gemacht? Wie hieß sie noch mal?«, fragte Großvater Dylan.

»Alma!«, antwortete Lewellyn mit einem Augenrollen. Sein Großvater wusste genau, wie sie hieß. »Ich habe sie begraben, damit keine wilden Tiere ihre Ruhe stören.«

Alma hätte es gefallen, unter einem Baum zu schlafen, aber in der Wüste gab es keine Bäume. Und die Zeit drängte. Er wollte sich wieder auf die Suche nach Asena machen. Wie ein Irrer hatte Lewellyn mit seinem Maultier die ganze Gegend abgesucht. Aber Asena war wie vom Erdboden verschluckt. Er war überzeugt, dass die Mongolen sie nicht verschleppt hatten und auch, dass er es spüren würde, wenn sie nicht mehr lebte.

Sein Großvater unterbrach seine Gedanken. »Du hast das Pentagramm zusammen mit Alma begraben. Unser Pentagramm!«

Lewellyn nickte. Seine Augen brannten vom Wind und den Tränen, die er unterdrückte.

»Hm. Es wird schon seine Richtigkeit haben«, sagte Dylan sanft. »Erzähl mir etwas, kleiner Löwe. Schlaf finden wir diese Nacht sowieso nicht mehr.«

»Du kennst ja schon all meine Geschichten«, erwiderte Lewellyn.

»Dann fang wieder von vorne an. Glaubst du, ich habe mir alles gemerkt? Das Letzte, woran ich mich lebhaft erinnere ist, dass ich in der Krone meiner Eiche sitze und von vollbusigen Dorfhexen träume. Dann bricht der Ast – und ich falle.«

Lewellyn lächelte. Ohne den Schutz eines Feuers durfte er in dieser Wildnis nicht schlafen, aber er konnte ein paar Stunden in netter Gesellschaft mit seinem Großvater verbringen.

4

Rana - 1209, das Jahr der Schlange

»Ich bringe dich um, wenn du dich rührst«, zischte jemand in Ranas Ohr. Trotz des Flüstertons erkannte Rana, dass es die Stimme eines jungen Menschen war. Eines Mädchens, vermutete sie. Rana konnte ihre Angst riechen. Allerdings hielt sie auch ein sehr scharfes Messer in ihrer zitternden Hand.

»Meine Tochter Ak-Su bekommt gerade ein Kind. Sie werden beide sterben, wenn ich ihnen nicht helfe«, antwortete Rana. Ak-Su stieß in diesem Moment einen gellenden Schrei aus, der in ein animalisches Geheul überging.

»Ich schneide euch allen die Kehle durch, wenn ihr noch mehr Krach macht«, drohte das Mädchen.

»Leg das Messer weg und lass mich meine Arbeit machen«, befahl Rana.

Nach kurzem Zögern wurde das Messer von ihrer Kehle entfernt. Langsam drehte sich Rana um. Vor ihr stand ein höchstens vierzehnjähriges Mädchen mit seltsam runden Augen. Noch seltsamer als ihre Form war deren Farbe. Ein leuchtendes Grün, wie bei einer Katze. Ranas Blick fiel auf ihr zerrissenes, blutiges Kleid und sie dachte angewidert an den Mongolen mit dem zerschnittenen Gesicht.

»Trag die Kessel herein«, sagte sie. »Ich helfe meiner Tochter und versuche das störrische Tier nach hinten zu bringen.«

Sie erinnerte sich, dass der hintere Teil der Höhle sehr geräumig war. Den Wandmalereien nach musste sie schon seit Tausenden von Jahren Menschen beherbergt haben. In den Nischen einiger Räume, in denen uralte Völker ihre Toten aufgebahrt hatten, lagen noch Kinderskelette.

Rana warf die Tücher und die getrockneten Heilkräuter auf den Boden. Sie drückte dem Mädchen den leeren Kessel in die Hand und zeigte in einen der dunklen Gänge.

»Dort ist ein Tümpel. Bring Wasser.«

Dann beugte sie sich über ihre Tochter. Sie zog ihr alle hinderlichen Kleidungsstücke aus und bettete sie auf ein sauberes Tuch. Ak-Sus Puls raste, war aber noch kräftig.

Rana entfachte ein Feuer mit den Saxaul-Sträuchern. Die verholzten Teile fingen rasch Feuer. Die Rinde schnitt sie in Stücke und steckte sie sich und ihrer Tochter in den Mund. Gierig saugten sie den bitteren Saft aus. Die Heilpflanze, die sich um die Wurzeln schlang, warf Rana in ihren Beutel und hielt ihr Messer in die Flammen. Wenn alles gut ging, würde sie es nur brauchen, um die Nabelschnur zu durchtrennen.

»*Yer*, Mutter Erde; *Su*, die Gewässer, das Blut der Erde, hilft mir und meiner Tochter«, murmelte sie leise. »Und *Tengri*, Vater Himmel«, fügte sie rasch hinzu. Die Geburt war zwar eine reine Frauenangelegenheit, aber *Tengri* sah das vermutlich nicht so.

Sie warf eine Handvoll Rosmarin ins Feuer, und sogleich verströmten die Kräuter ihren harzigen Duft. Mit gerunzelter Stirn schaute sie dem aufsteigenden Rauch nach. Die Höhle hatte einen natürlichen Kamin. Sie musste Wasser kochen, ihre Instrumente reinigen, später

die Leber und das Herz des Ochsen braten. Außerdem war es dunkel und kalt. Auch wenn *Erlík Khan*, der Herr der Unterwelt persönlich draußen auf sie lauerte, sie brauchten das Feuer.

Das Mädchen kehrte mit dem bis zur Hälfte mit Wasser gefüllten Kessel zurück. »Die Mongolen ...«, stammelte sie mit weit aufgerissenen Augen. »Sie werden den Rauch sehen!«

Rana stellte den Kessel auf das Feuer. Das Wasser war noch trüb, aber der Sand würde sich bald setzen.

»Wir sind hier sicher.« Sie hielt die Hände des Mädchens, bis es aufhörte zu zittern. »Verwische unsere Spuren vor der Höhle. Und ... wie heißt du?«

»Asena«, antwortete das Mädchen, schon etwas ruhiger. Sie entfernte sich mit einem Nicken.

Rana reinigte ihre Hände mit *Kumys*, vergorener Stutenmilch. Die meisten Heilerinnen benutzten dazu ihren eigenen Urin. Sie hielt nichts von diesem ekligen Brauch.

Im Geburtskanal tastete sie einen Fuß anstelle des Kopfes. Ak-Su biss sich auf die Faust, um nicht laut zu schreien.

Rana begann leise zu summen. Die Höhle füllte sich mit Wesen aus der oberen und unteren Welt. Sie nahmen ihren Platz in den vier Himmelsrichtungen ein und sangen mit. Behutsam schob Rana den Fuß wieder in die Gebärmutter zurück und wartete auf die nächste Geburtswehe. Sie wünschte, Ak-Bala würde ihr helfen, aber sie hatte sich aus dem Staub gemacht. Die Schneeopardin hasste Geburten.

Asena kam zurück. »Draußen vor dem Höhleneingang ist ein Schneeleopard«, sagte sie so beiläufig, als hätte sie einen Hund gesehen.

Rana schaute sie überrascht an, konzentrierte sich aber weiter auf die Geburt. Der Gesang der Geister wurde kraftvoller, bis die Luft zu leuchten begann und die Angst aus der Höhle verschwand. Ak-Sus Bauch zog sich zusammen.

»Wenn ich es sage, drückst du mit aller Kraft auf ihren Bauch«, wies Rana das Mädchen an. Sie nickte widerwillig.

»Jetzt!«, rief Rana, mit einer Hand im Geburtskanal.

Es war nur noch das Knistern des Feuers zu hören und der Duft von Rosmarin zu riechen. Für einen Moment fühlte sich Rana zurückversetzt in den sonnigen Morgen, an dem sie das erste Mal das Mittelmeer gesehen hatte.

Ak-Su knurrte wie ein wildes Tier. Die Kraft, die vorher in der Angst und im Schmerz gebunden war, entfaltete sich explosionsartig mit der Geburt des Kindes.

Es war ein Mädchen. Kaum hatte es den kleinen Mund zu seinem ersten Schrei geöffnet, legte Rana es an Ak-Sus Brust. Die junge Mutter verzog schmerzhaft das Gesicht. Durch aufgeplatzte Lippen flüsterte sie: »Su!« – Wasser. Ihre Mutter gab ihr zu trinken.

»Su!«, flüsterte sie dem Kind ins Ohr. »Su, Wasser. Du bist so schön wie deine Mutter. Werde weise wie deine Urgroßmutter und ... wie deine Großmutter. Und werde ...«

Sie überlegte, ob ihr etwas anderes als rücksichtslos oder selbstsüchtig zu ihrer Schwester einfiel. »Werde ...

unbeschwert wie deine Großtante Al-Su«, sagte sie schließlich.

»Su, gefällt dir dein Name?« Die Kleine machte ein Auge auf und rülpste. Eine Milchblase bildete sich in ihrem Mundwinkel. Dann entspannte sich der winzige Körper und sie schlief ein. »Ich nehme an, das bedeutet ein Ja«, sagte Rana.

Eine Stunde später erfüllte der Duft der gebratenen Leber die Höhle. Sie waren alle satt und müde.

»Du konntest also Ak-Bala sehen?«, wandte sich Rana an das junge Mädchen. Sie sprachen leise, um die schlafende Neugeborene und ihre Mutter nicht zu wecken.

»Ak-Bala?«

Rana nickte. »Die Schneeleopardin. Ak-Bala, das weiße Kind.«

Das Mädchen warf ihr einen misstrauischen Blick zu. Rana stocherte nachdenklich mit einem Stock im Feuer. »Und du heißt Asena?«, fragte sie nach einer Weile.

Sie nickte.

Der Name einer Kriegerin. Manche Turkstämme verehrten eine graue Wölfin, die sie Asena nannten. »Die grauweiße Wölfin vor der Höhle gehört also zu dir«, bemerkte sie.

Asena zuckte zusammen. Sie berührte das Amulett, das sie um den Hals trug – verziert mit einem blauen Steinchen und einer Rabenfeder –, und spuckte dreimal über ihre linke Schulter. Rana schaute ihr amüsiert zu.

»Bist du eine Hexe?«, fragte das Mädchen.

»Wenn ich eine Hexe wäre, hätte ich zu verhindern gewusst, dass meine Tochter von einem Tanguten-Fürsten geschwängert wird. Wir irren durch diese Hölle, weil sein eifersüchtiges Weib eine Horde Mörder auf uns gehetzt hat.« Ranas Augen sprühten Funken.

»Die Bluthunde bissen sich an einem meiner beiden Ochsen fest. Ich musste ihn zurücklassen und den Gaul vor den Wagen spannen, während die Hunde den Ochsen bei lebendigem Leib fraßen. Die Männer verfolgten uns immer tiefer in die Wüste, bis sie sicher waren, dass wir langsam und qualvoll verenden würden«, knurrte Rana ohne Atem zu holen.

»Schamanin ... Heilerin ... Hexe ... Du kannst dir aussuchen, was du willst.«

Der Säugling schmatzte im Schlaf. Ranas Gesichtszüge wurden weich, ihre Stimme brach. »Und seit heute bin ich auch noch Großmutter.«

Nach einem Räuspern fuhr sie fort. »Mein Name ist Rana. Bedeutet anscheinend „Fesselnde Augen“. Behauptete jedenfalls meine Mutter.«

Rana hatte da ihre Zweifel. Ihre Mutter hatte ihr verraten, dass sie den Namen auf einem der Pergamente mit den nackten Frauen gesehen hatte, als sie mit Rana schwanger war. Wahrscheinlicher war, dass der Künstler einen anderen Körperteil fesselnd fand.

»Und meine Tochter heißt Ak-Su. So hieß auch meine Mutter.«

»Ak-Su, Ak-Su und Ak-Bala, also«, sagte das Mädchen mit betont ernstem Gesicht. »Und wie heißt der dort?«

Sie deutete auf das Pferd, das gerade den Schwanz hob, um einen Riesenhaufen auf den Boden fallen zu lassen.
»Acker-Gaul?«

»Nein, er hat keinen ...«, begann Rana. Dann merkte sie, dass das Mädchen kicherte.

Rinpoche - 1209, das Jahr der Schlange

Der Mönch streifte sein safrangelbes Gewand ab und ließ es zu Boden gleiten. Tätowierungen schlängelten sich über Bauch und Rücken bis hinauf zu seinem rasierten Schädel.

Er stellte die Schale mit dem duftenden Räucherkegel auf den angefrorenen Boden. Der Kegel hatte die ganze Nacht gebrannt, um Dämonen und Krankheiten fernzuhalten. Aus der glühenden Spitze stieg eine dünne Rauchsäule auf. Die Mischung aus Sandelholz, Narde, Zeder, Heilkräutern und dem Saft der Zypressenzweige würde erst bei Sonnenaufgang zu Asche zerfallen.

Die dünne Luft der tibetischen Hochebene war selbst jetzt, im Hochsommer, eisig. Doch der Mönch spürte die Kälte nicht. Er hob seinen Stock und begann sich langsam, geschmeidig zu bewegen. Dann wurde er immer schneller, verschmolz mit den Schatten, wurde zum Wind in der Dämmerung. Der Stock zischte und wirbelte durch die Luft – und fiel ihm aus der Hand.

Rinpoche starrte entsetzt auf den Stock am Boden. So etwas war ihm das letzte Mal passiert, als er noch ein zahnlückiger Bengel gewesen war. Er konnte noch hören, wie Meister Lobsang schimpfte: »Konzentrier dich, Dawa! Deine Gedanken sind heute wieder wie Hundewelpen!«

Er murmelte eine Entschuldigung an seinen verstorbenen Meister. Ein Schatten löste sich aus der Dunkelheit und ein riesiger Hund mit einem Kopf, der einem Löwen alle Ehre gemacht hätte, trottete auf ihn zu. Er öffnete sein Maul zu einem gewaltigen Gähnen, bevor

er nach dem Stock schnappte. Schwanzwedelnd stand er vor Rinpoche.

»Danke, Bruder Thrinle«, sagte Rinpoche. Er ließ sich auf den Hintern plumpsen und streichelte abwesend den zottigen Kopf. Thrinle legte sich auf den Rücken und genoss die Aufmerksamkeit. Sein Schwanz klopfte laut wie ein Trommelschlag auf den Boden.

»Dumm!«, murmelte Rinpoche. »Ich war so dumm!« Alma musste etwas zugestoßen sein. Er spürte es.

Die Decke am Eingang der Jurte gegenüber wurde zur Seite geschoben und ein geschorener Schädel schaute heraus. Dem Schädel folgten massige Schultern und der Rest eines büffelartig gebauten Mannes. Wenn Bruder Karpo morgens seine Jurte verließ, fragte sich Rinpoche jedes Mal, wie er da drin überhaupt Platz gehabt hatte.

»*Tashi Delek*, Rinpoche!«, rief der große Mönch fröhlich.

Rinpoche erwiderte den Gruß und schaute Karpo nach, wie er sich am Kopf und Hintern kratzte und hinter einem Rhododendron verschwand, um sich zu erleichtern. Im Dämmerlicht wurden langsam die Gebetsfahnen sichtbar, die zwischen den Jurten hingen. Karpo bereitete den *Po Cha*, Tee mit Yakbutter, zu und brachte Rinpoche eine Schale. Dann begann er *Tsampa* zu stampfen. Während Karpos Oberarme sich rhythmisch hoben und senkten, fühlte Rinpoche die Erde zittern. Irgendwann würden sich wegen Karpos Frühstücksvorbereitungen Felsbrocken vom heiligen Berg Kailash lösen und ins Tal rollen, dachte er lächelnd. Obwohl Karpo wie ein Blasbalg keuchte, setzte er mit sanfter Stimme zu seinem morgendlichen Gesang an. Die Berggipfel färbten sich violett und rosa.

Zögernd nahmen auch die Gebetsfahnen und die Yakfelle auf den Dächern der Jurten die zarte Farbe der Morgenröte an.

Thrinle begann zu knurren und stellte sich mit angelegten Ohren auf seine Beine. Rinpoches streichelnde Hand erstarnte mitten in der Bewegung. Der Hund legte seinen goldschwarzen Kopf in den Nacken und heulte. In sein Geheul fielen alle Hunde im Lager ein.

Felsbrocken lösten sich vom Berg und rollten herunter.

»*Palden Lhamo*, beschütze uns!«, rief Karpo.

Ein winziger Teil von Rinpoche fand es amüsant, dass Karpo, selbst ein Berg, die große Mutter um Hilfe bat. Gleichzeitig krampfte sich seine Brust zusammen. Ihre Schutzgöttin *Palden Lhamo* bestimmte über die Rhythmen von Leben und Tod.

Selbst die Mönche mit dem schwersten Schlaf traten bei dem ohrenbetäubenden Lärm aus ihren Jurten und schauten sich verwirrt um.

Normalerweise fing ihr Tag beschaulich an. Bruder Karpo begann vor Tagesanbruch mit dem Stampfen der gerösteten Gerste und Yakbutter in einem großen Bottich. Er ließ dabei zwar immer die Erde erzittern, aber begleitet von seinem sanften Gesang wirkte das Ganze beruhigend.

Ihre Verwirrung dauerte nur einen Herzschlag. Die Männer waren Anhänger des ewigen Bön, einer Religion, die älter war als die Berge und Täler, die sie durchwanderten. Und sie waren die besten Kämpfer der Welt. Sofort stellten sie sich mit ihren Kampfstöcken hinter Rinpoche. Er drehte sich zu ihnen um.